

Beate Klostermann-Reimers und Ulrike Pilarczyk

Das jüdische Auswanderungsprojekt ‚Kibbutz Cherut‘ bei Hameln 1925–1930

Der Beitrag analysiert Archiv-Quellen aus dem Milieu der zionistischen Jugendbewegung in Deutschland am Beispiel der Gruppe ‚Cherut‘. Diese hatte sich in den 1920er Jahren auf die Gründung eines Kibbutz in Britisch-Palästina vorbereitet und wird von Beteiligten bis heute als jugendbewegte Erfolgsgeschichte beschrieben. In der hier zugrundeliegenden explorativen Studie geht es um geschlechterdifferente, transnationale und intergenerationale Netzwerke, deren Entwicklung anhand privater Fotografien und Briefen von ‚Cherut‘-Mitgliedern bild- und textanalytisch untersucht wird. Methodisch wird nach den Leistungen und Grenzen visueller und textförmiger Quellen gefragt.

This article analyses archival sources from the environment of the Zionist German Youth Movement. In the 1920s, the group ‚Cherut‘ had prepared to found a kibbutz in British Palestine – a history still remembered by those who were involved as a successful youth movement. The explorative study upon which this contribution is based investigates the development of gender-differentiated, transnational and intergenerational networks by analysing private photographs and a selection of letters of ‚Cherut‘-members. Employing methods of image and text analysis, this contribution investigates the potential and limitations of visual and textual sources.

Mitte der 1920er Jahre bereiteten sich einige Dutzend Mitglieder des Jungjüdischen Wanderbundes (JJWB/Brit Haolim) in Deutschland auf ihre Auswanderung nach Palästina vor. Für die Alija (hebr. für Aufstieg) organisierten sie mit Unterstützung des Hechaluz eine landwirtschaftliche und gärtnerische Ausbildung bei Bauern in der Gegend um Hameln und in Wolfenbüttel als sogenannten Hachschara-Kibbutz, mit dem sie sich auf die Arbeit und das Gemeinschaftsleben in einem palästinensischen Kibbutz vorbereiten wollten. Sie bezeichneten sich selbst als Chaluzim (hebr. für Pioniere) und gaben sich in einer Referenz auf Martin Bubers berühmte Rede aus dem Jahr 1919 den Namen ‚Cherut‘ (hebr. für Freiheit). Ab Herbst 1928 verließen sie in kleinen Gruppen Deutschland, siedelten sich in Palästina an und gründeten zusammen mit einer osteuropäischen Gruppe den Kibbutz Givat Brenner, der bis heute besteht.¹

¹ Zur Geschichte des JJWB/Brit Haolim und der Geschichte von ‚Cherut‘ vgl. Markel, Richard: Brith Haolim. Der Weg der Alija des Jung-Jüdischen Wanderbundes, in: Bulletin des LBI, 34 (1966), 9, S. 119–189; Meier-Cronemeyer, Hermann: Jüdische Jugendbewegung. Teil 1 und 2, Germania, in: Judaica, N. F., 27/28, (1969), 8, S. 1–122; Linse, Ulrich: Kibbutz Cheruth, in: Linse, Ulrich (Hg.): Zurück o Mensch zur Mutter Erde. Landkommunen in Deutschland 1890–1933, München 1983, S. 293–311; Fölling, Werner/Melzer, Wolfgang: Gelebte Jugendträume. Jugendbewegung und Kibbutz, Witzhausen 1989; Melzer, Wolfgang/Fölling, Werner: Biographien jüdischer Palästina-Pioniere aus Deutschland. Über den Zusammenhang von Jugend- und Kibbutzbewegung. Forschungsberichte des Landes Nordrhein-Westfalen. Herausgegeben vom Minister für Wissenschaft und Forschung, Opladen 1989; Pilarczyk, Ulrike: Gemeinschaft in Bildern. Jüdische Jugendbewegung und zionistische Erziehungspraxis in Deutschland und Palästina/Israel, Göttingen 2009.

Über die Interviews, die Werner Fölling und Wolfgang Melzer in den 1980er Jahren im Kibbuz Givat Brenner mit zehn ehemaligen Mitgliedern von Cherut führten, vermittelt sich das Bild einer idealistischen Jugend, die aus einem tief empfundenen Nationaljudentum und auch im jugendbewegten Überschwang aus sich selbst heraus in einer Revolte gegen die althergebrachten Traditionen, gegen Eltern und gegen die kapitalistische Entwicklung in Mitteleuropa ein zionistisch-sozialistisches Projekt startete.² Aus dieser biografischen Perspektive gereifter Persönlichkeiten erscheint sowohl die Gründung des Hachschara-Kibbuz Cherut in Deutschland als auch des Kibbuz Givat Brenner in Palästina folgerichtig und alternativlos.

Ohne die historische Leistung von Cherut infrage zu stellen, kann man allerdings von einer Differenz zwischen nachträglicher Würdigung und zeitgenössischer Erfahrung ausgehen. Angesichts der in Deutschland und Britisch-Palästina Mitte der 1920er Jahre herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse waren Auswanderung und Kibbuzgründung für junge Juden in Deutschland ein riskantes Unternehmen. Denn zu dem Zeitpunkt, als sich die Gruppe zur Hachschara entschloss, waren die Palästina-Projekte des jüdischen Wanderbundes Blau-Weiß gerade gescheitert und mehr als die Hälfte der deutschen jugendbewegten Auswanderer war desillusioniert zurückgekehrt, woran der Blau-Weiß-Bund letztlich auch zerbrach. In Palästina herrschten Arbeitslosigkeit und Wirtschaftskrise, die britische Mandatsmacht hatte eine Zertifikatssperre verhängt, praktisch bedeutete das ein Einreiseverbot. Die Mitgliederzahlen im deutschen Hechaluz sanken. Das kulturelle und wirtschaftliche Leben in Deutschland hingegen florierte: „Die haben uns Chaluzim für verrückt erklärt. In der guten Zeit nach der Inflation von 1924–28, das waren die goldenen Zwanziger Jahre. Und da will man Deutschland verlassen?“³, erinnerte sich ein Cherut-Mitglied später.

Aus sozialisationshistorischer Perspektive stellen sich also Fragen nach den persönlichen Beweggründen, nach Umständen, Einflüssen und Entwicklungen, die diese jungen Menschen befähigten, das äußerst riskante Projekt der Auswanderung und Kibbuzgründung in Angriff zu nehmen.

Diese Fragen wird der folgende Beitrag nicht befriedigend beantworten können, sie werden im Rahmen eines größeren bildungshistorischen Forschungsprojekts weiter bearbeitet.⁴ Die Untersuchung, deren Ergebnisse im Folgenden referiert werden, hat dafür einen wichtigen inhaltlichen und methodischen Beitrag geleistet. Die dafür genutzten historischen Dokumente, drei private Fotografien und eine Auswahl von Briefen aus der Zeit vor der Auswanderung, repräsentieren eine zeitgenössische, jugendliche Perspektive und sind noch nicht Gegenstand historischer Untersuchungen gewesen. In einer explorativen Studie wurden diese Dokumente exemplarisch auf ihren historischen Quellenwert hin untersucht. Ziel war zum einen die Entwicklung empirisch begründeter Fragestellungen, die die geplanten Forschungen leiten können. Zum

² Fölling/Melzer, Jugendträume, 1989; Melzer/Fölling, Biographien, 1989.

³ Melzer/Fölling, Biographien, 1989, S. 66.

⁴ Gemeint ist das von der DFG geförderte Projekt ‚Nationaljüdische Jugendkultur und zionistische Erziehung zwischen den Weltkriegen in Deutschland und Palästina‘ (2018–2021) unter Leitung von Ulrike Pilarczyk (TU Braunschweig) in Kooperation mit Ofer Ashkenazy (HU Jerusalem).

anderen zielte die Untersuchung auch auf die Feststellung des je spezifischen Quellenwerts von Text und Bild in einem direkten Vergleich.

Fotos von Cherut – eine exemplarische Fotoanalyse

Von der Gruppe Cherut existieren aus der Zeit vor ihrer Auswanderung wenige Aufnahmen, die in einem Ordner im Archiv von Givat Brenner zusammengefasst sind, sodass man sie zwar der Gruppe zuordnen kann, aber nicht mehr einzelnen Personen. Alle Aufnahmen stammen jedoch aus privaten Alben.

Fotografien sind zunächst bestens geeignet, die Existenz von Personen und ihre zeitliche und räumliche Verortung zu belegen, da Fotos ja registrieren, was im Moment der Aufnahme vor dem Objektiv sichtbar war. Fotografien helfen uns also auch in diesem Fall, Gruppenmitglieder von Cherut zu



Abbildung 1: Fotograf/in unbekannt: v. l. n. r.: unbek., Malvin Israel, Lippe Katz, Alice Fass, Josef Glesel, Ila Ryndesunski, Alexander (Schura) Oscherowitsch, Else Herrmann, Albrecht van der Walde, Michal Hacoheh, Lotte Voss, Theo Bleiweiss, rechts außen stehend unbek., sitzend v. l. n. r.: Yezreel Sack, Mosche Blaustein, dahinter Isaak Lukawschski, Nathan Rubin (aus Cherut Privatalben, Archiv Givat Brenner).

identifizieren und uns einen Eindruck von ihrer leiblichen Präsenz, ihrem Habitus und auch von Gruppenkonstellationen zu verschaffen. Zugleich lässt sich anhand von Fotografien auch feststellen, wo man sich traf – bei Abbildung 1 war das die Riepenburg bei Aerzen unweit von Hameln, die 1928 zur Jugendburg Oberweser wurde und der Hamelner Gruppe als sonntäglicher Treffpunkt und dem JJWB/Brit Haolim auch für Bundesversammlungen diente.

Doch ist Fotografieren kein einfaches Ablichten des Sichtbaren. Aufgenommen wird immer aus einer bestimmten Perspektive, es wird ausgeschnitten, gerahmt und Momenthaftigkeit auf Dauer gestellt. Die Fotograf/innen ebenso wie die Abgebildeten nutzen dafür bewusst und unbewusst fotografische Konventionen, während zugleich neue visuelle Konstellationen hervorgebracht werden, die wiederum zu visuellen Formulierungen und Konventionen werden können. Ebenso wie verbalsprachliche verweisen auch visuelle Formulierungen auf individuelle und kollektive Sichtweisen und Erfahrungen. Darüber hinaus bringt insbesondere das Fotografieren von Menschen spezifisch fotografische Situationen hervor, in denen diese sich auf ganz eigentümliche Weise verhalten. Menschen reagieren auf die Kamera, auf die Person des Fotografen/der Fotografin, den Anlass der Fotografie, den Ort und auch die anderen um sie herum. Bewusst und unbewusst generieren sie zugleich Bilder von sich für einen imaginären Adressat/innenkreis.

Die Fotografien, die hier exemplarisch als Quellen dienen, sind daher als zeitgenössische Dokumente Selbstzeugnisse in mehrfacher Hinsicht. Die Fotograf/innen

stammten vermutlich aus der Gruppe selbst, sie waren Amateure oder Knipser, dafür sprechen Stil und Qualität der Aufnahmen, die nicht professionell gestaltet sind.

Zwar existieren von der Gruppe Cherut aus der Zeit vor der Ausreise nur wenige Aufnahmen, doch haben diese einiges gemeinsam.

Immer ging es den Fotograf/innen ebenso wie den Abgebildeten sichtbar um eine Inszenierung als Gruppe. Die Abgebildeten inszenierten sich für den Aufnahmemoment in direkter Kommunikation mit den Fotograf/innen. Darüber entwarfen sie Bilder von sich, von der Gruppe und von sich in der Gruppe auf zukünftige Erinnerung hin, eine zentrale Funktion privater Fotografie. Charakteristisch für diese Gruppenaufnahmen ist eine performative Körperlichkeit, man steht sehr nahe neben dem anderen, man fasst sich an, hakt sich ein und es scheint auch Paare zu



Abbildung 2: Fotograff/in unbekannt: v. l. n. r.: unbek., unbek., Josef Glesel, Jaakov Kamber, Mosche Brachmann, Hans Jakob Oppenheim, Alice Fass, unbek., unbek., Albrecht van der Walde, unbek. (aus Cherut Privatalben, Archiv Givat Brenner).

geben. Die meisten schauen dabei in die Kamera oder zu den anderen, darüber vermittelt sich Zusammenhalt. Dabei sind es nicht immer dieselben, die da zusammenstehen. Tatsächlich umfasste die Gruppe bis 1928 etwa 50 junge Menschen, und es wurden noch mehr, doch war es vermutlich nicht so einfach, alle zusammenzubringen, da sich die Mitglieder auf Einzel-Hachschara befanden, das heißt, in der Woche arbeiteten und lebten sie auf verschiedenen Bauernhöfen in der Gegend um Hameln. Man traf sich zwar auch hin und wieder abends nach der Arbeit, doch wegen des Tageslichts dürfte es gute Gelegenheiten für Gruppenaufnahmen nur am Sonntag gegeben haben.

Etwa ein Drittel der Abgebildeten sind junge Frauen, alle tragen Kurzhaarschnitte, die zu dieser Zeit sehr modern waren, sie wirken selbstbewusst. Hierarchien werden nicht dargestellt, unterstützt durch die Perspektive des Fotografen/der Fotografin präsentieren sich die jungen Menschen als Gleiche unter Gleichen.

Dennoch fallen einige Personen besonders auf. So tragen ein paar von ihnen bündische Kluft, was die Frage aufwirft, warum das nicht alle tun, denn die meisten waren zu diesem Zeitpunkt Mitglieder des JJWB/Brit Haolim. Im Zentrum eines der Bilder (Abbildung 2) hebt sich ein junger Mann von den anderen dadurch ab, dass er Dokumente in seinen Händen hält und ein Jackett mit Abzeichen am Revers trägt, ein anderes (Abbildung 3) präsentiert im Zentrum zwei deutlich ältere Männer.

Kontextrecherchen ergaben, dass es sich bei dem jungen Mann im Jackett um Mosche (Shilo) Brachmann handelt, der als Sendbote (hebr. Schaliach) der palästinensischen Arbeiterbewegung als erster Hebräischlehrer der Gruppe (bis 1928) fungierte. Zugleich war er Funktionär des Hechaluz und damit auch für die ideologische Schulung und Gemeinschaftserziehung von Cherut verantwortlich.

Die beiden älteren Personen (Abbildung 3) konnten als Hermann Gradnauer und Jehuda Sharet identifiziert werden. Gradnauer steht hinter Sharet, den er am rechten Oberarm berührt und der ihn halb verdeckt. Er war zum Zeitpunkt der Aufnahme, die vermutlich 1928 entstand, bereits über 34 Jahre alt, während die meisten Cherut-Mitglieder Anfang zwanzig und jünger waren. Gradnauer hatte zu den Mitbegründern des zionistischen Wanderbundes Brit Haolim (Bund der Aufsteigenden) gehört, der sich Anfang der 1920er Jahre aus oppositionellen Gruppen des Blau-Weiss und des Jungjüdischen Wanderbundes (JJWB) entwickelt hatte. Er war bereits 1923 mit Frau und Kind ausgewandert und hatte einige Zeit im Kibbuz Ein Charod gelebt. 1926 war er wegen der gesundheitlichen Probleme seiner Frau nach Deutschland zurückgekehrt. Jehuda Sharet (Bruder des späteren israelischen Ministerpräsidenten Mosche Sharet) gehörte ebenso wie Brachmann zu den Sendboten, die die palästinensische Arbeiterbewegung, insbesondere die palästinensische Gewerkschaft (Histadrut) und die Kibbuzbewegung Meuchad (Ein Charod), europaweit aussandte, um der Siedlungsbewegung in Palästina zionistischen Nachwuchs zu sichern.

Über Gradnauers Beziehung zur Gruppe Cherut ist einiges bekannt. Als Zahnarzt in Hameln kümmerte er sich um die medizinische Versorgung der jungen Leute, besorgte Ausbildungsstellen bei den Bauern und sammelte für sie Geld in lokalen zionistischen Kreisen. In den bereits erwähnten Erinnerungen der Gruppenmitglieder, d. h. in den Interviews, die in den 1980er Jahren geführt wurden, erscheint er als wichtige Bezugsperson, die sie ‚Aba‘ (Vater) nannten.⁵

Was den Stil dieser Aufnahmen betrifft, so unterscheiden sie sich durchaus von den jugendbewegten Gruppenaufnahmen dieser Zeit. Das spezifische motivische und stilistische Repertoire, das die deutsche Jugendbewegung zur visuellen Selbstdarstellung hervorgebracht hatte, lässt sich hier nicht finden.⁶ Zu diesem visuellen Kanon gehörten unter anderem als Form der Haufen und die Reihe, das Unterwegssein, das Abkochen,



Abbildung 3: Fotografin unbekannt: v. l. n. r.: unbek., Hans Jakob Oppenheim, unbek., Albrecht van der Walde, Alfred van der Walde, Mosche Brachmann mit Brille, davor Lucie Visser, Hermann Gradnauer, unbek., Jehuda Sharet, unbek., Ruth Fliess, unbek., unbek., unbek., Arnold (Aharon) Nellenbogen (aus Cherut Privatalbum, Archiv Givat Brenner).

⁵ Fölling/Melzer, Jugendträume, 1989, S. 114.

das entspannte Lagern oder auch Schlafen auf dem Boden, die Unmittelbarkeit des Gruppenerlebens, Spiel und Leichtigkeit, thematisch und symbolisch auch Bundeslager, Kluft und Gruppensymboliken. Auch die typischen Formanalogien von Naturlandschaften und Gruppe, das heißt die Natur als das Umschließende, Tragende, Aufnehmende, in das sich die Gruppe ebenso wie die einzelnen organisch einfügen, fehlen in diesen Aufnahmen.

Dabei präsentiert sich Cherut durchaus selbstbewusst als Gruppe. Die körperliche Präsenz der Personen ist beeindruckend, kräftig sehen sie aus, keinesfalls abgearbeitet und gut genährt. Aber sie präsentieren sich eben nicht als jugendbewegt, sie lagern nicht auf dem Boden und vermitteln auch nicht den Habitus der Jugendbewegten ‚auf Fahrt‘. Das erscheint durch die Aufnahmeausschnitte zusätzlich bestätigt, da jeweils Beine beziehungsweise Füße fehlen. Die Fotos erinnern eher an konventionelle Gruppenaufnahmen, wie sie während Studenten- oder auch Schulausflügen in den 1920er Jahren üblich waren.

Für die zukünftigen bildanalytischen Untersuchungen eröffnen sich von hier aus verschiedene Fragestellungen. Dass die jugendbewegten visuellen Formulierungen zur Charakterisierung dieser Gemeinschaft hier nicht genutzt wurden, könnte ein gewandeltes Selbstverständnis dieser Gruppe anzeigen. Es ist daher zu prüfen, ob die Ablehnung der deutschen durch die zionistische Jugendbewegung, wie sie das Cherut-Mitglied Seew Orbach etwas später programmatisch in dem Artikel ‚Chaluziuth als Erziehung der westjüdischen Jugend‘⁷ formulierte, in diesen Gruppenpräsentationen bereits vorgeformt war.

Mit Blick auf das, was die Aufnahmen zeigen, stellt sich darüber hinaus die Frage nach der Bedeutung der persönlichen Verhältnisse, die hier ins Zentrum gerückt sind. Das sind zum einen Geschlechterverhältnisse: So wirken die jungen Frauen präsent, und wir wissen auch aus den Interviews, dass es mit Alice (Alisa) Fass zumindest eine weibliche Führungspersönlichkeit gab (Abbildung 1 und 2), die einen außerordentlichen Einfluss innerhalb der Gruppe hatte. In den Publikationen des Bundes, in den Bundesblättern und im zentralen Organ des Jungjüdischen Wanderbundes *Der junge Jude* (1927–1931) hatten die jungen Frauen hingegen kaum eine Stimme. Die Fotografien liefern des Weiteren interessante Hinweise auf Verbindungen zwischen Jugendbewegung, Hechaluz und palästinensischer Arbeiterbewegung. Zu untersuchen ist daher die Art der Beziehungen zur palästinensischen Arbeiter-/Kibbuzbewegung, zum Hechaluz und zur Bundesführung des JJWB/Brit Haolim. Vermutlich haben diese erzieherisch Einfluss genommen oder haben das zumindest intendiert. Die Fotografien verweisen auf weitere möglicherweise erzieherische Verhältnisse der Gruppe zu zionistischen Kreisen vor Ort – hier repräsentiert durch Hermann Gradnauer.

Während die Fotografien ein spezifisches individuelles und kollektives Bedürfnis nach Repräsentation als Gruppenmitglieder und als Gruppe ausdrücken und damit eine Analyse von Gruppenkonstellationen nahelegen, scheinen Briefe, die im Zentrum der

⁶ Ausführlich ist der Kanon der jugendbewegten Gruppenformationen sowie die visuell formulierten Natur-Gemeinschafts-Analogien entwickelt und beschrieben in Pilarczyk, Gemeinschaft, 2009; Pilarczyk, Ulrike: Grundlagen der seriell-ikonografischen Fotoanalyse – Jüdische Jugendfotografie in der Weimarer Zeit, in: Danyel, Jürgen/Paul, Gerhard/Vowinkel, Annette (Hrsg.): Visual History als Praxis, Wallstein 2017, S. 75–99.

⁷ Orbach, Wolfgang: Chaluziut als Erziehung der westjüdischen Jugend, in: *Der junge Jude* 3 (1930), 3, S. 97–101.

folgenden textanalytischen Untersuchung stehen, eher einen Zugang zur inneren Welt der Schreiber und Schreiberinnen und zu den Kommunikationsprozessen innerhalb der Gruppe bzw. mit Freunden und Verwandten zu öffnen.

Briefe von Cherut – eine exemplarische Textanalyse

Exemplarisch für das Konvolut privater Briefe aus dem Archiv von Givat Brenner mit Korrespondenzen einzelner Mitglieder von Cherut untereinander sowie mit Freunden und Verwandten aus der Zeit der Hachschara soll hier eine Auswahl von Briefen von Alice (Alisa) Fass (siehe Abbildung 1 und 2) analysiert werden. Alices Bedeutung für Cherut wurde bereits angesprochen, rückblickend erinnerte sich Jaakov Kamber (siehe Abbildung 2): „Es war eigentlich so: Die maßgebende Figur in Cherut war eigentlich Alisa Fass. Alisa Fass war der zentrale Mensch. Die Lage war nicht immer sehr gut, die Leute zerzankt und dann appellierte Alisa: Bedenkt doch, was vor euch steht! Sie hat immer diese Manifeste gegeben. Sie war eigentlich der zentrale Mensch, obwohl sie offiziell kein Amt hatte.“⁸

Alice Fass wurde 1908 in Berlin geboren und wuchs in einem kleinbürgerlichen Milieu im Berliner Scheunenviertel auf. Die Eltern stammten ursprünglich aus Osteuropa und waren sehr religiös. Alice gehörte zu einer Berliner JJWB-Gruppe, die sie 1927 verließ, um sich mit 19 Jahren dem vom Brit Haolim gegründeten Hamelner Zentrum und dem Kibbuz Cherut anzuschließen. Anfang 1929 wanderte sie aus. Sie verstarb nach nur acht Monaten im Kibbuz Ein Charod im September 1929 – vermutlich infolge einer Typhuserkrankung, die näheren Umstände ihres Todes sind jedoch ungeklärt.

Gerichtet waren ihre Briefe an Hans Jakob Oppenheim, der auch zu Cherut gehörte und zeitgleich auf Hachschara in Wolfenbüttel Gartenbau lernte, an Cilly Reich oder an andere namentlich nicht genannte, zumeist weibliche Mitglieder aus der Berliner Fraktion des Wanderbundes, dem Alice selbst angehörte.⁹ Auch Cilly Reich gehörte ab circa 1928 zu Cherut und nach einer Hachschara-Zeit in Bärenklau kam sie 1929 zur Alija. Sie heiratete das Cherut-Mitglied Arnold Nellenbogen (siehe Abbildung 3), beide lebten bis zu ihrem Tod in Givat Brenner. Hans Jakob Oppenheim (siehe Abbildung 2 und 3) stammte aus einer zionistisch orientierten Fabrikantenfamilie und war in Erfurt aufgewachsen. Er wanderte mit der ersten Teilgruppe von Cherut im Herbst 1928 nach Palästina aus. Oppenheim war einer der Mitbegründer von Givat Brenner und gehörte noch nach der Auswanderung zur JJWB-Bundesleitung in Deutschland.

Die Briefe von Alice sind zumeist ohne Datum und nur gelegentlich mit dem Hinweis auf einen Wochentag versehen. Aufgrund der darin beschriebenen Ereignisse und Orte lassen sie sich jedoch eindeutig dem Zeitraum 1926 bis 1928 zuordnen. Verfasst sind sie in deutscher Sprache, mit der Dauer der Hachschara-Ausbildung und dem damit verbundenen Ziel, intensiver Hebräisch zu erlernen, nehmen die hebräischen Ausdrücke zu und werden um handgeschriebene hebräische Grußformeln und später um einen Schlussteil in Iwrit (der hebräischen Alltagssprache) erweitert.

⁸ Melzer/Fölling, Biographien, 1989, S. 148

⁹ Die Originale der Korrespondenz befinden sich im Archiv des Kibbuz Givat Brenner. Zum Zeitpunkt der Durchsicht des Materials waren noch keine Signaturen vergeben. Das Konvolut wird daher in der vermuteten chronologischen Reihenfolge nummeriert.

Allein die Tatsache, dass es diese Briefkorrespondenzen unter den Cherut-Mitgliedern gab, lässt Rückschlüsse darauf zu, dass der Zusammenhang der jungen Menschen, die sich dem Hachschara-Kibbuz zurechneten, loser gewesen sein muss, als es später proklamiert wurde.¹⁰ Zwar konnten sich diejenigen, die in der Gegend um Hameln arbeiteten, sonntags treffen, doch für andere aus Wolfenbüttel war das zu weit, weshalb sie ihr eigenes Gruppenleben pflegten. Differenzen zwischen den Gruppierungen blieben daher auch nicht aus und wurden in den Briefen thematisiert. Dort gibt es zudem Hinweise auf Reisen, wohl vor allem im Winter, wenn in der Landwirtschaft nicht so viele Arbeitskräfte gebraucht wurden. Das gilt auch für Alices Briefe, von denen einige aus Berlin abgesandt wurden oder Berichte von Berlin-Aufenthalten enthalten. Einmal scheint sich in Berlin auch der gesamte „Kibbuz Cherut“ zum „großen Bummel“ verabredet zu haben (an NN, ohne Datum, Nr. 17). Alice verabscheute die Stadt, liebte deren Theater jedoch sehr. Vor der Hachschara-Ausbildung und der Idee der Alija hatte man Alice gewarnt, und insbesondere ihre Eltern sprachen sich vehement dagegen aus. Bereits nach kurzer Hachschara-Zeit berichtet Alice, dass man in Berlin meine, sie wäre „verbauert“ (an Oppenheim, 19.10.1927, Nr. 13). Die Briefe von Alice Fass erzählen vom Alltag während ihrer landwirtschaftlichen Ausbildung und informieren über den Ort, die Zeit und unmittelbare Situationen: „Ich bin gerade draußen beim Hüten. Der Wind pfeift mir um die Ohren und lässt mich und den Brief ganz nass werden“ (an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 45). Sie präzisieren meist gefühlte Momente der jeweiligen Befindlichkeit: „[...] Ich sitze eingewickelt in meinem Bett, es ist so furchtbar kalt hier und ich schreibe. [...] Du, ich kann nicht weiter. Mitten im Gedanken muss ich abbrechen, ich bin so müde“ (an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 32). Die Lebenswirklichkeit der Hachschara schien vor allem durch Rastlosigkeit und fehlende Zeit geprägt zu sein, streng an den Takt der Arbeit angepasst. Das Schreiben von Briefen vollzog sich daher in Momenten, die dem strukturierten Tagesablauf der Hachschara abgerungen wurden, und dafür musste Alice offenbar auch die Gemeinschaft verlassen: „[...] Tag aus, Tag ein, nie bist du allein, dass du dich mal besinnen kannst, fast immer abgelenkt durch die anderen“ (an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 30). In den meisten Briefen und Postkarten finden sich wiederholt Verweise auf fehlende Zeit und das Wichtige, das daher versäumt wurde, und das war für Alice vor allem: Hebräisch lernen. Dass ihr vor allem Zeit fehlen würde, hatte sie wohl nicht erwartet, als sie von Berlin wegging: „Erst in der Stadt alle (sic!) Zeit beraubt worden, jetzt das Theater noch einmal, ich komme nicht weiter, man bestiehlt mich um meine Zeit“ (an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 30). In den Briefen an Oppenheim, der ihr ein vertrauter Briefpartner mit gleichen Zielen und Idealen zu sein schien und den sie wegen seiner kulturellen Bildung und Intellektualität bewunderte, ging es Alice um das Vermitteln von Impressionen und Empfindungen – auch bei den theoretischen Themen. Dabei überwog das Informelle und Organisatorische im Duktus eines mündlichen Gesprächs ohne poetische Überhöhungen. Die Briefe lassen einen Zwiespalt zwischen Abgrenzung und gesuchter Nähe zur Gemeinschaft während der Hachschara-Ausbildung erkennen. Neben Orten, Ereignissen und Erlebnissen mit anderen Mitgliedern der Gruppe sind insbesondere Spannungen beschrieben, die offenbar schwer auf Alice

¹⁰ Vgl. dazu die von der Bundesleitung des Habonim herausgegebenen Sammelschriften Cherut (1933), Cherut (1937) und Haboneh (1938), in denen jeweils Briefauszüge, Nachrufe und Erinnerungen enthalten sind.

lasteten. Heftige Kontroversen gab es mit der Familie, insbesondere mit der Mutter (etwa an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 45).

Zahlreiche Briefe thematisieren Unstimmigkeiten und Konflikte mit den Führungspersönlichkeiten der Gruppe. So beschrieb sie das Verhältnis zum Hechaluz-Gesandten Mosche Brachman (siehe Abbildung 2 im Jackett) als angespannt, und den väterlichen Berater der Gruppe, Hermann Gradnauer, beurteilte sie zuweilen sehr kritisch: „Ich zweifelte sogar an verschiedenen menschlichen Qualitäten, Takt, Verständnis, ganz furchtbar“ (an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 23). Ihre größte Sorge galt jedoch dem Zusammenwachsen der so unterschiedlichen jungen Menschen zu einer wirklichen Gemeinschaft, für die sie den hebräischen Begriff der Chewra gebrauchte. Ursachen der erheblichen inneren Spannungen sah sie in dualen Phänomenen der Spaltung in „Arbeiter und Intellektuelle“, in „Traditionslose und Traditionalisten“, in Frauen und Männer (an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 11, Nr. 13, Nr. 14). Sie fürchtete, dass die Gruppe eine reine Arbeitsgemeinschaft bleiben könnte, statt wie ersehnt zu einer Lebensgemeinschaft zusammenzuwachsen (an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 4). Die Dichotomien zur Beschreibung der inneren Situation ihrer Gemeinschaft nutzte Alice allerdings nicht, um sich abzugrenzen, sondern um diese systematisch in den vielfältigen regelmäßigen Versammlungen zu bearbeiten: bei Konferenzen, bei Heimabenden, in Gesprächen, Aussprachen, im Abendunterricht und bei weiteren organisierten Veranstaltungen. Trotz der gruppeninternen Spannungen verteidigte sie den Zusammenhalt der Chewra nach außen in kräftigen Bildern: „Alle müssen wir unsere Hände ineinander krallen und uns nicht auseinander reißen lassen“ (an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 32). Die Gruppe als tragfähige Gemeinschaft Gleichgesinnter, die in Palästina jüdisch leben und arbeiten möchten, hatte für sie eine zentrale Funktion, und diese durfte nicht infrage gestellt werden. Doch schien man sich gerade in der Frage einer Alija in der Gruppe nicht einig gewesen zu sein, auch Alice plagten widerstreitende Gefühle: „Hin und Her gezerrt, Egoismus, Kollektivismus, gehen – bleiben – so verwirrt sieht es in mir aus“ (an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 4). Alices Briefe stärken die Annahme, dass es wohl vor allem die Schlichim aus Palästina waren, die Orientierung schufen: Mosche Brachmann, der oft erwähnt wird, hatte hierbei offenbar eine zentrale Funktion, daneben schien es auch andere Schlichim mit Verantwortung gegeben zu haben, erwähnt werden „Ada“ und „Golda“, die Vorträge hielten und sich insbesondere um die „Mädchen“ auf Hachschara kümmerten. Da „Ada“ von Alice einmal mit vollem Namen zitiert wurde, lässt sich mit Gewissheit sagen, dass es sich um Ada Fishman (später Maimon) handelt, die als geistige Mutter des jüdischen Feminismus in Israel gilt. Bei „Golda“ handelt es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um Golda Meyerson, die später unter dem Namen Golda Meir Ministerpräsidentin Israels wurde.¹¹ Sie war es offenbar auch, die Alice die Zweifel wegen ihrer fehlenden beruflichen Ausbildung für

¹¹ Auch in den Interviews mit Cherut (Fölling/Melzer, Jugendträume, 1989) erinnerten sich einige – Josef Kitron, Mosche Blaustein und Ila Oscherowitsch (geb. Ryndesunski) – an Besuche von Golda (Meir) in Hameln und Wolfenbüttel. Ila Oscherowitsch gab an, mit ihr sogar befreundet gewesen zu sein. In ihrer Autobiografie beschreibt Golda Meir für diese Zeit ihre Tätigkeit als Sekretärin des Frauen Arbeiterrates der Histradut in Palästina, in der sie unter anderem auch für die landwirtschaftliche Ausbildung von Mädchen und Frauen zuständig gewesen war. Allerdings gibt es dort keine Hinweise auf Reisen nach Deutschland oder auf Kontakte zur Gruppe Cherut; siehe Me’ir, Golda: Mein Leben, Hamburg 1975, S. 111 f.

eine Alija nahm und ihr empfahl, „dass ich ruhig rüber soll“ (an Oppenheim, vermutlich 1928, Nr. 34).

Bei der radikalen Emanzipation Alices von den Eltern und von herrschenden Konventionen wurde vor allem die Idee der Gemeinschaft zunehmend zum existenziellen Zentrum ihrer Gedanken und Emotionen.¹² Neben dem entschiedenen Bekenntnis zur Gemeinschaft erklärte sie sich daher auch bereit, Führungsverantwortung zu übernehmen: „Für mich wird es nie Zweifel geben, Menschen aufzufordern, mit uns zu gehen. Die Macht, die Stärke, die die Idee bei mir hat, lässt mich auch Menschen so holprige Wege führen“ (an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 32). Dennoch empfand sie es wohl als Bürde, dass sie von Mosche Brachmann an „die Spitze der Verantwortung hochgehoben“ wurde (an Oppenheim, Datum unbekannt, Nr. 30). „Er legt so viel Last auf mich – verdammt, wann endlich soll ich auch Zeit zum Egoismus haben ... Warum dürfen andere frei herumlaufen und werden nicht auch weich gekocht in der Küche der Teufel, die immer nach Pflichten riecht?“ (an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 30). Ihr Ringen um die Verwirklichung der gemeinschaftlich gelebten Ideale und um die Bereitschaft zum Verzicht kulminierte schließlich in der Überlegung, dass „der Zusammenschluss zweier Menschen den anderen gegenüber eine asoziale Sache ist“ (an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 45). Wie existenziell sie diesen Prozess des Zusammenwachsens zur Gemeinschaft mit dem Ziel der Auswanderung nach ‚Erez‘, erlebte, manifestiert sich auch in wenigen ahnungsvollen Sätzen: „denn unser Weg geht doch jetzt ganz auf Leben und Tod“ (an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 34).

Alice fiel es offensichtlich leichter, den anderen die theoretische Idee des Zionismus zu vermitteln, als eine Vorstellung ihres späteren Lebens in Palästina, denn die hatte auch sie nicht. Sie verstand ihr Engagement als Arbeit in der „Nachwuchsbewegung“ und beklagte mehrfach, dass dafür allgemein nicht genug getan werde (an ein Mitglied der JJWB-Mädchengruppe in Berlin, Datum unbekannt, Nr. 17). Das war vermutlich ein wichtiger Grund, warum sie intensiv den Kontakt zu den Jungen und Mädchen aus der Berliner Gruppe des JJWB/Brit Haolim pflegte. Sie schrieb ihnen regelmäßig und traf sie bei ihren Aufenthalten in Berlin auch persönlich (ebenda). Wiederholt warb sie für die Hachschara als alternative Lebensform und forderte die Kamerad/innen auf, die Stadt und ihr bürgerliches Leben zu verlassen. Das größte Hindernis dafür sah sie allerdings darin, dass „die trotz freiheitlicher Ideen vollkommen am Bürgertum kleben ...“ (an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 20).

Alice verortete sich in ihren Briefen im jüdischen Jahres- und Festkreis. Aus einem religiösen Elternhaus kommend, schien das für sie selbstverständlich zu sein. So freute sie sich, das Fest Simchat Tora in Berlin in einer durch das Ostjudentum geprägten Synagoge zu erleben.¹³ „Das ging einem durch und durch. Ich habe wieder einmal gemerkt, wie lieb ich doch alle diese Juden habe“ (an Oppenheim, 19.10.1927, Nr. 13). Alices Kontinuität des religiösen Empfindens unterschied sie von anderen in der Gruppe, die ja

¹² Nachum Benari beschreibt das Phänomen des Zusammenhaltes der Gruppe mit Bezug auf Zwi Schatz und die von ihm geleitete Gruppe Romny-Migdal aus Südrussland als eine „gedankliche Familie“, die – im Gegensatz zur Herkunftsfamilie – „auf Seelenverwandtschaft aufgebaut ist“. Benari, Nachum: Zur Geschichte der Kwuza und des Kibbuz. Eine Monographie, Berlin 1934, S. 27.

¹³ Simchat Tora (übersetzt ‚Freude der Tora‘). Im Jahreskreis der jüdischen Festtage im Herbst beendet dieses Fest die Reihe der Feiertage, die mit dem Laubhüttenfest/Erntedankfest begonnen haben.

zum Teil auch aus religiösen Elternhäusern stammten, sich aber mit der Hinwendung zum Zionismus von der Religion abgewandt hatten. Andere, die aus assimilierten Familien stammten, empfanden jüdische Identität hingegen häufig erst mit einer gelebten Spiritualität. Möglicherweise konnte Alice in ihrem religiösen Selbstverständnis in Verbindung mit ihren Erfahrungen aus dem bürgerlichen Berlin zwischen ganz unterschiedlichen Einstellungen der Gruppenmitglieder vermitteln: Sie war „eine wundervolle Verbindung der Tradition des Ostens und westlicher Kultur“¹⁴, erinnerte sich Dov Stock, der zweite Hebräischlehrer von Cherut.

Wie bereits erwähnt, traute sich Alice eine Leitungsfunktion innerhalb der Gruppe durchaus zu, offiziell hatte sie aber keine. Sie begriff es als Notwendigkeit, sich nicht nur gemeinsam auf die Ausreise vorzubereiten, sondern auch später in Palästina zusammen zu leben und zu arbeiten: „Ich glaube, dass wir Hachscharakibbutz (sic) sind und bleiben sollen. – Sicher wird ein Teil der Menschen aus innerem Zusammenhang heraus drüben auch beisammen sein wollen“ (an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 41). Mit ihrem Bekenntnis zur Gemeinschaft, die von einer Lern- und Arbeitsgemeinschaft zu einer Lebens- und Schicksalsgemeinschaft ausgeweitet auch Familie ersetzen sollte, war zwangsläufig eine Neuorientierung hinsichtlich traditioneller Rollenmuster und Familienstrukturen verbunden. Alice stellte überkommene Rollenbilder infrage, freilich eher in den Briefen an Cilly Reich als an Hans Jakob Oppenheim. Sie positionierte sich in der Frage der Mädchenbildung und bezweifelte, dass die geringe Begeisterung der Mädchen für die Idee des Zionismus naturgegeben sei. Vielmehr vertrat sie die Auffassung, dass Mädchen anders ausgebildet und erzogen werden müssten als Jungen. Diesbezüglich hatte sie sich wohl auch von der Meinung Gradnauers emanzipiert: Der habe „so viel Unsinn verzapft über die Stellung des Mädchens“ (an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 23). In ihren Briefen sind die Umrisse eines Konzepts für die berufliche Ausbildung von Mädchen zu erkennen. Als Zielgruppe identifizierte sie die nächste Mädchengeneration aus dem Bund, die 16- bis 17-Jährigen (die sogenannten Mittleren) in der Vorbereitungsphase auf die Alija. Ihre Idee war, die Mädchen nach einem ersten Jahr beim Bauern mit spezifischen Mädchenberufen vertraut zu machen, beispielsweise mit Imkerei, Gärtnerei, Geflügelzucht oder Milchwirtschaft (an Oppenheim, ohne Datum, Nr. 32). Eine dezidiert hauswirtschaftliche Ausbildung, die später in den 1930er Jahren die Hachschara-Ausbildung der Mädchen bestimmte, war dabei offensichtlich nicht vorgesehen. Als größte Herausforderung auch für die Mädchenerziehung beschrieb Alice die zionistische Erziehung zur Gemeinschaft. Dabei waren ihr die Schwierigkeiten durchaus bewusst, eine Gemeinschaft aus Jugendlichen zu formen, die sich mehr oder weniger zufällig zusammengefunden hatten, um gemeinsam auf Hachschara zu gehen.

Wegen des von ihr bemerkten grundsätzlichen Mangels an Verständnis der männlichen Kameraden für Mädchenbelange forderte sie die Mädchen unter Berufung auf Ada Fishmann zur Selbsthilfe auf. So macht sie ihrer Brieffartnerin Cilly den Vorschlag, „das“ (gemeint war das Thema Mädchen und deren Ausbildung) gemeinsam mit „Golda“ auf dem nächsten Bundestag des JJWB/Brit Haolim zu besprechen. Allerdings war sie dann wohl vor der eigenen Courage zurückgeschreckt – zwischen den

¹⁴ In: Bundesleitung des Habonim (Hrsg.): Cherut. Sammelschrift des Habonim. Berlin: Verlag Hechaluz 1937, S. 24.

maschinengeschriebenen Zeilen hatte sie nachträglich die handschriftliche Notiz eingefügt: „Nicht lächeln, ich bin kein Frauenrechtler!“ (an Reich, ohne Datum, Nr. 2).

Zusammenfassung und Ausblick auf die weitere Forschung

Das Bild, das die exemplarischen Analysen zeitgenössischer Dokumente hier zeichnen, erscheint wesentlich komplexer, spannungsvoller und fragiler als das über die biografischen Erinnerungen nachträglich vermittelte. Zumindest aus der Perspektive von Alice Fass scheint das Auswanderungsprojekt Cherut sogar permanent bedroht, die Gemeinschaft immer infrage gestellt. Die vorliegende, ausschnitthafte Analyse hat ergeben, dass vergleichbar zu Ergebnissen der Biografieforschung auch hier eine Diskrepanz zwischen unmittelbaren brieflichen Äußerungen und der biografischen Konstruktion besteht. In den zeitgenössischen Briefen erscheinen die jungen Frauen und Männer der Gruppe Cherut weitaus weniger selbstgewiss und autonom, ihre Vorstellung von der Zukunft in Palästina ungewisser und ambivalent.

Die über die Briefe und Fotos vermittelten Vorstellungen der Gemeinschaft Cherut siedeln im Niemandsland zwischen ‚Nicht mehr‘ und ‚Noch nicht‘. Weder lassen sich Bezüge zu den gesellschaftlichen Verhältnissen der Weimarer Zeit erkennen noch konkrete Vorstellungen vom zukünftigen Leben in einem Kibbuz in Palästina. Atmosphärisch vermitteln sie Selbstbezüglichkeit und Wurzellosigkeit beziehungsweise bei Alice Fass eine Spannung von Selbstzweifeln und Visionen eigener übersteigerter Wirksamkeit. Ein Zusammenhang zwischen Text und Bild zeigt sich in der Suche nach Formulierungen, nach Begriffen, über die existenzielle Erfahrungen überhaupt gefasst werden konnten. Die Sprache der Bilder (Fotografie) und der Texte (Brief) vermittelt dabei Analogien: Die Fotograf/innen und die Fotografierten retten sich offensichtlich in fotografische Konventionen, um etwas auszudrücken, wofür es (noch) keine eigene visuelle Formsprache gibt – die neue zionistische Gemeinschaft. Wenn hingegen die Briefeschreiberin Alice Fass ausdrücken möchte, wofür ihr die passenden Worte fehlen, bieten ihr die momenthaften Beschreibungen purer Existenz ebenso einen Ausweg wie die Erörterung visionärer Vorstellungen und Ideen. Aber sie signalisiert auch, dass sie um ihre Sprachlosigkeit weiß: „[M]ir fehlen die Worte“ oder „es gibt keine Worte.“

Um so spannender ist die Frage, weshalb das Projekt Cherut dennoch so erfolgreich werden konnte. Die mediale Strahlkraft dieser Gruppe kann für die zionistische Jugendbewegung der späten 1920er und 1930er Jahre gar nicht hoch genug eingeschätzt werden – für die nächste jugendbewegte Generation, das heißt für die nach dem Ersten Weltkrieg Geborenen, waren sie Helden.

Als Forschungsthese kann nach der Analyse dieser Quellenauswahl formuliert werden, dass die Fotografien die von der Gruppe gewünschte Repräsentation nach außen zeigen, während sich zeitgleich in den Briefen interne Zusammenhänge und Impressionen offenbaren. Über die Fotografien und ihre motivischen und stilistischen Merkmale vermitteln sich auch die Selbsterfahrungen als Gruppe und ihr Wandel, die sich vor allem über serielle Vergleiche analysieren lassen – etwa im Vergleich zu den zeitgenössischen Fotografien aus dem jugendbewegten Milieu des JJWB/Brit Haolim oder zu Fotografien aus der Zeit der Kibbuzgründung in Palästina ab 1928 als Schwerpunkte der zukünftigen bildanalytischen Untersuchungen im Projekt. Das

Briefmaterial dokumentiert als historische Quelle nicht nur den unmittelbaren Alltag im Kibbuz Cherut, es vermittelt darüber hinaus auch, wie radikal sich die Entscheidung für die Hachschara und Alija in alle Lebensbereiche hinein auswirkte, denn diese Entscheidung war auch mit einer rigorosen Trennung vom Vertrauten bis hin zur Muttersprache verbunden. Die Prozesse der Loslösung und des Neubeginns der Gruppenmitglieder auf der Basis dieser Korrespondenz zu analysieren und die Entwicklung der jungen Persönlichkeiten im Spannungsbogen von Individualität und Gemeinschaft und mit Blick auf die Geschlechterdifferenz zu beschreiben, gehört zu den zentralen Aufgaben des geplanten Forschungsprojekts.

Die Briefe und Fotografien zeigen dabei auf je eigene Weise, dass es sich um junge Männer und Frauen handelte, die Cherut ausmachten, und dass sie offenbar Teil eines dynamischen intergenerationalen und institutionellen palästinensisch-deutschen Netzwerks waren – ein Phänomen, das in der zum Thema vorliegenden Forschung bislang ebenso wenig wahrgenommen wurde wie der Genderaspekt. Mit dem Ergebnis dieser vergleichenden explorativen Untersuchung lässt sich daher eine Forschungsperspektive begründen, die diese geschlechterdifferenzen transnationalen und intergenerationalen Netzwerke und ihren Einfluss zukünftig in den Blick nehmen wird.¹⁵

Zitiervorschlag Beate Klostermann-Reimers und Ulrike Pilarczyk: *Das jüdische Auswanderungsprojekt ‚Kibbuz Cherut‘ bei Hameln 1925–1930*, in: *Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung*, 12 (2018), 22, S. 1–13, online unter http://www.medaon.de/pdf/medaon_22_klostermann_pilarczyk.pdf [dd.mm.yyyy].

Zu den Autorinnen

Dr. Beate Klostermann-Reimers, Kunsthistorikerin, Philosophin; Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Religionsphilosophie, angewandte Ethik, Rezeptionsästhetik und Rezeptionsgeschichte.

Dr. Ulrike Pilarczyk, apl. Professorin für Erziehungswissenschaft am Institut für Erziehungswissenschaften der TU Braunschweig; Forschungsschwerpunkte: bildanalytische Forschungsmethoden, historische Bildungs- und Sozialisationsforschung.

¹⁵ Siehe Fußnote 4.